

Nach Todesfällen auf Berg

Das Geschäft mit dem Everest

Die Todesfälle am höchsten Berg der Welt haben auch mit mangelnden Sicherheitsstandards zu tun – und einer zunehmend inflationären Tourismusbranche.

Von STEPHANIE GEIGER, MÜNCHEN



© AP

Um jeden Preis hinauf: Am Gipfel des Mount Everest bildeten sich in diesem Frühjahr immer wieder lange Schlangen.

Für Ernst Landgraf hatte sich auf dem Gipfel des Mount Everest (8848 Meter) ein Traum erfüllt. Er hatte nun die Seven Summits, die höchsten Berge der Kontinente, bestiegen. Doch wenig später nur starb der 65 Jahre alte Österreicher beim Abstieg in etwa 8600 Metern Höhe. Der Steirer, den der Bürgermeister seiner Heimatgemeinde als erfahren und körperlich fit beschrieb, ist einer von elf Toten, die der Everest in dieser Frühjahrssaison gefordert hat. Landgraf wurde vermutlich höhenkrank. An Annapurna (8091 Meter), Cho Oyu (8201 Meter), Lhotse (8516 Meter) und Makalu (8485 Meter) kamen in den vergangenen Wochen zudem zehn weitere Bergsteiger ums Leben.

Auch in dieser Besteigungssaison gab es rund um den höchsten Berg der Welt wieder viel Kritik. Nachdem Fotos um die Welt gegangen waren, die Bergsteiger am Südgrat wie auf einer Perlenkette aufgereiht zeigten, war von einem „Todesmarsch“ zu lesen, der Everest sei „Gemetzelt und Chaos“, der Weg führe „über Leichen“. Billi Bierling, die selbst schon einmal auf den Mount Everest gestiegen ist und seit 2004 in Kathmandu für die Himalayan Database arbeitet, in der das Höhenbergsteigen in Nepal statistisch erfasst wird, will solche Zuspitzungen nicht gelten lassen. „Leider ist die Berichterstattung sehr einseitig“, sagt Bierling, die aus Garmisch-Partenkirchen stammt.

„Ich habe eine Aufnahme gesehen, die am selben Tag drei Stunden später gemacht wurde, und da waren vielleicht 20 Bergsteiger am Gipfelgrat unterwegs.“ In den vergangenen Tagen hat sie zahlreiche Everest-Rückkehrer interviewt. Viele hätten „einen tollen Tag“ gehabt, die Menschenmengen gar nicht so wahrgenommen und sich ihren Kindheitstraum erfüllt. „Wenn wir sehen, wie viele Menschen heutzutage am Matterhorn oder am Mont Blanc unterwegs sind“, sagt Bierling, „dann ist es nicht überraschend, dass man am Everest die gleiche Entwicklung sieht.“

Verantwortungslose Agenturen

Allein auf der Südseite hatten 367 Personen vom Tourismusministerium in Kathmandu die Erlaubnis für die Besteigung bekommen. Die größte Gruppe bildeten 78 Inder. Auf der Nordseite hatten die chinesischen Behörden lange im Voraus angekündigt, nicht mehr als 300 Ausländern eine Besteigungserlaubnis erteilen zu wollen. Das Problem in diesem Jahr: Statt schon Anfang Mai konnten die Fixseile aufgrund des Wetters erst Mitte Mai bis zum Gipfel verlegt werden. Bis Ende Mai, so lange wird der Weg durch den Khumbu-Eisbruch von einer Sherpa-Gruppe, den Icefall Doctors, begehbar gehalten, gab es nicht einmal eine Handvoll Tage, an denen man auf den Gipfel steigen konnte. Auf diese wenigen Tage konzentrierten sich die Besteigungsversuche – was dazu führte, dass am 23. Mai mehr als 200 Personen über den Südgrat unterwegs waren.



Gefährlicher Ansturm auf den Mount Everest

Dort stauten sich die Bergsteiger. Nicht die Höhenkrankheit, die sechs Tote forderte, nicht Lawinen oder Steinschlag waren am Everest in diesem Jahr das größte Risiko, sondern die vielen Bergsteiger, die gleichzeitig unterwegs waren. Es soll Wartezeiten von bis zu zwei Stunden gegeben haben. Vermutlich starben vier Bergsteiger aus Indien, weil sie zu wenig Sauerstoff bei sich hatten. Viele nepalesische Agenturen, die sich mit Schnäppchenangeboten unterbieten, sparen beim künstlichen Sauerstoff. Manche Agenturen gehen dieses Risiko ein, obwohl sie die Gefahren kennen. Einen Expeditionsanbieter zitierte der amerikanische Achttausender-Experte Alan Arnette mit den Worten: „Es ist nicht unsere Aufgabe, einen Kunden wieder runter zu bringen.“

Dieses Selbstverständnis widerspricht allen Grundsätzen des Bergführerberufs und zeigt, wie verantwortungslos der Everest zum Geschäft gemacht wird. Auf der Südseite buchen sich heute acht von zehn Aspiranten – überwiegend ohne Bergerfahrung – bei einer solchen Agentur ein. Die Regierung in Kathmandu, die pro Bergsteiger 11.000 Dollar Besteigungsgebühr kassiert, schaut dem Treiben tatenlos zu und kümmert sich nicht darum, ob Standards eingehalten werden.

Fingersensoren ab nächstem Jahr angekündigt

Erfahrene Bergführer, ausreichend gut ausgebildete Sherpas, mindestens einer pro Kunde, besser sogar zwei, und ausreichend Sauerstoff, um einen Stau aussitzen zu können, seien die Sicherheitsfaktoren am Everest, sagt Lukas Furtenbach. „Die meisten westlichen Veranstalter erfüllen diese Faktoren, und es passiert relativ wenig. Viele nepalesische Veranstalter erfüllen die Faktoren nicht. Und sie haben viele Todesfälle“, sagt der 41 Jahre alte Expeditionsveranstalter aus Innsbruck, der im Mai 2016 über den Südsattel auf den Gipfel des Everest gestiegen ist und ihn in diesem Jahr von Tibet aus erreicht hat.

In den vergangenen Jahren hat Furtenbach wichtige Impulse für mehr Sicherheit gegeben. Mit Hilfe von Hypoxiezelten, einem Akklimatisationsverfahren, dessen Wirksamkeit wissenschaftlich nachgewiesen wurde, können seine Kunden sich Monate vor Expeditionsbeginn an die Höhe anpassen. Im nächsten Jahr sollen zudem sämtliche Expeditionsteilnehmer mit einem Fingersensor ausgestattet werden, der in den Innenhandschuh integriert ist, um kontinuierlich Herzfrequenz, Sauerstoffsättigung im Blut, Hauttemperatur, Standort, Höhe und Geschwindigkeit zu messen. Mit diesem Gerät aus der Intensivmedizin könnten Bergsteiger künftig rechtzeitig gewarnt werden, wenn sich ihre körperlichen Werte verschlechterten.

Billi Bierling nimmt auch die Everest-Kunden selbst in die Pflicht. „Sie müssen ehrlich zu sich sein und ihre Fähigkeiten richtig einschätzen. Und sie müssen sich erkundigen, ob ihr Sherpa schon einmal auf einem Achttausender oder auf dem Mount Everest war.“ Dann wäre schon viel gewonnen.

Quelle: F.A.Z.